

EINE
FACTION-
STORY

Bearbeitet von:

Adelheid von Saldern
Sid Auffarth
Uta Ziegan
Susanne Döscher-Gebauer
Stud. Projektgruppe NN

1540225/6

EIN TAG
IM LEBEN
DER FRIEDA



Niedersächsisches Landesverwaltungsamt
— Landesmedienstelle —

Bildnachweis:

Historisches Museum: 12, 18,27,29,30,44,48,54,61,62, 64, 65, 67,68,72

Bildarchiv der Landesmedienstelle: 1,13, 14,21,58,59, 66

Illustrierte Beilage d. Hann. Tageblattes: 2,4, 11, 22,77

Ballhause: 3,31,34,35,37,40,41,51,52,53

Privatbesitz: 7, 8,9,10, 15, 17, 19,20,38,39,45,55,56, 57,76

Freizeitheim Linden: 23,32,36

Kurier: 5, 16, 24,42,43, 46, 47,70,74, 75

Hann. Illustr. Ztg.:25, 28,69,71,78

Impressum:

Herausgeber: NLVwA - Landesmedienstelle
Stiftstraße 13,3000 Hannover 1, Tel.: 0511/108 1
Hannover 1991

Vervielfältigungen nur mit Genehmigung des Herausgebers

Idee und wissenschaftliche Betreuung:
Adelheid von Saldern, Sid Auffarth

Durchführung: Susanne Döscher, Uta Ziegen

Weitere Mitwirkende:
Marina Diop, Hinrich Ewert, Holger Horstmann, Ines
Katenhusen, Thomas Masselink, MartinaNörthen, Silke
Radloff, Karin Schmidtke, Christina Seeger, Anja Wolff,
Frank Zadach-Buchmeier

Redaktion und pädagogische Beratung:
Detlef Endeward, Hansgeorg Heil

Vorwort

Die 750-Jahr-Feier von Hannover war Anlaß, sich mit der historischen, geographischen, planerischen und sozialen Entwicklung der Stadt Hannover intensiver auseinanderzusetzen. Zum Thema „Hannover“ hat die Landesmedienstelle deshalb in diesem Jahr drei Diareihen und eine Ausstellung produziert.

In diesem Zusammenhang war auch die von einer Projektgruppe an der Universität Hannover erstellte Ton-Diareihe zur Lokal- und Alltagsgeschichte in der Weimarer Republik für die Landesmedienstelle interessant. Diese Reihe, die mittels einer sog. „Faction-Story“ mit ihrer locker strukturierten personenbezogenen Handlung, unterstützt und getragen durch zahlreiche Bildmotive, eine Annäherung an den Alltag einer Arbeiterfamilie erreichen will, sollte für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit nutzbar gemacht werden. Die Reihe wurde überarbeitet und diese Broschüre als Beiheft konzipiert.

„Ein Tag im Leben der Frieda“ ist als ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Sozialgeschichte Hannovers gedacht, weitere Produktionen werden folgen.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Realisierung der Ton-Diareihe gilt ein besonderer Dank dem Bereich der Stadtbildstelle Hannover.

Die Diareihen und die Tonbildreihe können einschließlich der Beihefte bei der Landesmedienstelle käuflich erworben oder hier und über die zuständigen Stadt- und Kreisbildstellen ausgeliehen werden. Die Ausstellung wird von der Landesmedienstelle kostenlos verliehen.

Hermann Beddig

Inhalt

Vortwort	3
Mediendaten	5
Einleitung	6
Didaktisch-methodische Hinweise	14
Weiterführende Informationen	16
Neue Tanzvergnügen - Großstadtleben	16
Angestellte - Jugend	17
Freie Lebensweise – Wohnen	18
Architektur	19
Sonntagskleidung in Arbeiterfamilien	20
"Leben nach der Uhr" - Continental/Rationalisierung	20
Das Zentrum der Wohnung: die Küche	21
Jugendheime - "Herumtreibendes Gesindel"	22
Lehrlingslohn - Straßenbahnfahrtkosten	23
Sozialistische Arbeiterjugend - Arbeiterturnverein	23
Sozialistengesetz – Eilenriede-Rennen	24
Erfolge der Nationalsozialisten 1930	24
Hanomag - Unfälle - Kurzarbeit und Aussperrung	25
Entwicklung der Arbeitslosigkeit	26
Schrebergärten - Die Weimarer Republik als Sozialstaat: Obdachlosenasylo	27
Arbeiterfamilie - Arbeitslosenunterstützung	28
Genossenschaftswohnungen	29
Paläste der Zerstreuung: Kinos - DER BLAUE ENGEL	30
CYANKALI - DIE DREI VON DER TANKSTELLE	31
Die Georgstraße - Georgspassage	32
Verkehrsknotenpunkt Kröpcke - Treffpunkt Kröpcke	33
Cafe Kröpcke Werbung - Greta Garbo - "Schorsenbummel"	34
Tankstellen	35

Mediendaten

Verleihnummer: 15 40225/26
Medienart: Ton-Dia-Reihe
Laufzeit/Anzahl: 24 Min./ 80 Dias

Realisation: Universität Hannover
Produktion: NLVwA Landesmedienstelle Hannover
Produktionsland: Bundesrepublik Deutschland
Produktionsjahr: 1991

Sachgebiete:

Geschichte: Neuere Geschichte
Geschichte: Quellen - Bilddokumente
Geschichte: Alltagskultur

Schlagworte:

Arbeiterleben - Wohnen - Freizeit - Arbeiterbewegung - Hannover - Weimarer Republik - Arbeiterwohnung - Arbeiterkultur - Arbeit - Alltagsgeschichte

Adressaten:

Sekundarbereich 1: ab Klasse 9; Sekundarbereich II; außerschulische Jugendbildung; Erwachsenenbildung; Lehrerfortbildung

Kurzbeschreibung:

Die Ton-Dia-Reihe ist eine sog. "Faction-Story". In einer konstruierten Alltagsgeschichte werden die fiktiven Erlebnisse der Angestellten Frieda und ihrer Familie und Freunde erzählt und visualisiert. Diese Erlebnisse, Begegnungen und Erfahrungen vermitteln zugleich ein Stück Alltagskultur und Arbeiterleben am Ende der 20er Jahre in Hannover.

Einleitung

Es ist ein Sonntag im Sommer 1930. Hauptperson ist Frieda Ahlborn, Angestellte bei der Firma Conti. Frieda lebt gemeinsam mit ihren Eltern und ihrem Bruder in einer Wohnung in Linden. Die Familie Ahlborn und ihre Freunde hat es so nie gegeben. Die Handlung ist frei erfunden. Die Erlebnisse, Begegnungen und Erfahrungen der Personen in dieser Geschichte aber vermitteln ein Stück Alltagskultur am Ende der Zwanziger Jahre in Hannover. Die Handlung gliedert sich in drei Szenen:

1. Szene

Sonntagmorgen in der Wohnung. Frieda erwacht, döst noch vor sich hin, denkt an die vergangene Woche, an ihre eintönige Arbeit als Schreibkraft in einem großen Schreiksaal, aber auch an den Tanzabend mit ihrem Freund Willi. Die Ahlborns sind eine Arbeiterfamilie. Wie sie wohnen, denken und zusammenleben wird kurz geschildert. Nach dem Frühstück trennen sich die Wege der Familienmitglieder. Frieda ist mit ihrem Freund Willi verabredet. Der Bruder sucht das Jugendheim auf und der Vater will in den Arbeiterturnverein.

2. Szene:

Sonntagnachmittag im Schrebergarten. Die Ahlborns treffen sich mit einer befreundeten Familie, den Huses. Diese wohnen in einem der neuen Genossenschaftsbauten und erzählen davon. Während der Unterhaltung kommt das Thema Wohnungslosigkeit auf. Über die Zustände in den Obdachlosenheimen stand einiges in der Zeitung. Vater Ahlborn wird nachdenklich. Zwar ist er nicht wohnungslos, aber arbeitslos - und damit fing für viele damals der Weg ins Elend an. Früher war er Nieter bei Hanomag.

3. Szene:

Sonntagabend im Stadtzentrum. Frieda und Willi wollen sich vergnügen. Sie streifen durch die Innenstadt, betrachten Schaufenster und Kinoplakate. Sie unterhalten sich über den Schorsenbummel. In der Georgspassage stoßen sie auf ein modernes automatisches Restaurant. Schließlich fängt der Film an. Nach dem Kino will Willi seine Freundin auf seinem neuen Motorrad nach Hause fahren, doch da geht zunächst das Benzin aus. Frieda kommt schließlich noch pünktlich in der Grotestraße an. Am nächsten Morgen, nach einem hektischen Frühstück, muß Frieda wieder ihre eintönige Arbeit als Schreibkraft in einem großen Schreiksaal aufnehmen. Wie schön war dagegen das Wochenende, wenn auch viel zu kurz und teuer...

Die Geschichte spielt an einem Sonntag, dem damals einzigen arbeitsfreien Tag der Woche. Am Sonntag konnte jedes Familienmitglied seinen Interessen nachgehen, so daß die unterschiedlichen kulturellen Kontexte in der Geschichte zum Tragen kommen. Trotzdem spielen auch Arbeit und Beruf eine Rolle, denn der Sonntag läßt sich - trotz der gänzlich anderen Betätigungsmöglichkeiten - nicht von der Arbeitswoche abtrennen. An diesem Tag wird die sogenannte Reproduktion der Arbeitskraft erst möglich, und zwar in einer für die Zwanziger Jahre typischen Form. In der Geschichte werden vier zentrale Bereiche im Bezugsrahmen der Familie Ahlborn thematisiert: Arbeit und Beruf(1), Wohnen(2), Freizeit (3) und städtischer Raum(4). In diesen Bereichen setzten sich seit Ende des 19. Jahrhunderts, besonders verstärkt aufgrund der politischen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg, strukturelle Veränderungen durch. Die alltägliche Lebensweise der Menschen wurde mehr denn je vom kapitalistischen Marktmechanismus bestimmt. Der Begriff „Moderne“ - ursprünglich nur auf die künstlerische Avantgarde bezogen - läßt sich durchaus auch auf die wirtschaftlichen und soziokulturellen Veränderungen beziehen. Der Durchbruch der Moderne vollzog sich aber keineswegs einheitlich. Eine hochkommerzialisierte Kultur-, Freizeit- und Verkehrsindustrie durchdrang, überlagerte und verdrängte traditionelle Wahrnehmungsweisen und kulturelle Praxisformen. In der Geschichte taucht dieses zeittypische Mischungsverhältnis immer wieder auf: Arbeiterwohnverhältnisse in Linden und neuer Genossenschaftswohnungsbau, Unterhaltungsindustrie in Kino und Tanzpalast contra Arbeiterkulturverein, die im Akkord arbeitende Angestellte und der handwerklich orientierte Facharbeiter, die vom sozialen Aufstieg ins Bürgertum träumende Tochter und der im sozialdemokratischen Milieu verankerte Vater.

1. Arbeit:

Arbeitswelt und Beruf sind auch am Wochenende gegenwärtig. Bei Frieda wird nicht zufällig davon am Anfang und am Ende der Geschichte berichtet. Die Arbeitssituation hat Auswirkungen auf das Freizeitverhalten: Eintönige Arbeit unter der Woche läßt die modernen Vergnügen, wie neue Tänze und Kino, für Frieda besonders wichtig erscheinen, bieten sie doch eine Abwechslung, die sie mehr und mehr zu brauchen scheint. In seinem Aufsatz „Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino“ machte der zeitgenössische Kulturkritiker Siegfried Kracauer ähnliche Beobachtungen bei Verkäuferinnen. Friedas Arbeit als Schreibkraft bedeutete Tippen im Akkord. Die Einführung von Arbeitszeitmeßverfahren, z.B. des Bedaux- Systems bei Conti, zielte auf die Vereinfachung der Arbeitsvorgänge und die Vermeidung unnötiger Handgriffe.

Für die Angestellten hieß dies: hohes Tempo und wenig Abwechslung. Aber es gab auch Tricks...

In Vater Ahlborns Berufssparte begann die Rationalisierungswelle erst langsam anzurollen. Der Nieter- Beruf qualifizierte ihn als Facharbeiter. Es war ein moderner und doch auch wieder traditioneller Beruf. Modern deshalb, weil er mit maschinellm Werkzeug arbeitete, und die Branche der Maschinenindustrie für die moderne Industrie von zentraler Bedeutung war. Traditionelle Züge hatte der Beruf deshalb, weil der Mensch selbst noch das Werkzeug dirigierte und nicht Maschinen den Menschen einen Zeittakt aufzwangen, wie z.B. am Fließband. Außerdem wurde im Zweierteam gearbeitet, während die Betriebsorganisation im Sinne F.W. Taylor (amerik. Ingenieur, 1856-1915) u.a. darauf angelegt war, die Arbeit soweit es ging zu atomisieren und damit auch den Menschen bei seiner Arbeit zu vereinzeln.

Schließlich spielt der Aspekt Arbeit insofern eine Rolle, als Vater Ahlborn arbeitslos wurde, ein Schicksal, das in der Großen Wirtschaftskrise 1929/30 ungefähr 6 Millionen Menschen ereilte. Dank der Sozialleistungen des Weimarer Staates und dank der Familiensolidarität auch auf finanziellem Gebiet kommt es zu keinem sichtbaren Verelendungsprozess. Wohnung und Schrebergarten können noch gehalten werden. Doch Ängste stellen sich ein. So ist es kein Zufall, daß Vater Ahlborn von der Situation im Obdachlosenheim spricht, vom dort zu beobachtenden Zerfall menschenwürdiger Existenz.

Friedas Freund Willi ist Tankwart, in den Zwanziger Jahren ein hypermoderner Beruf, denn Tankhäuser in Hannover gab es erst wenige Jahre. Mutter Ahlborn arbeitet auch, aber - als verheiratete Frau - „natürlich" im Haushalt. Auch in der Arbeiterschaft wurde nach Möglichkeit die bürgerliche Rollenverteilung praktiziert: weibliche Erwerbstätigkeit nur im Notfall oder wenn der männliche Ernährer fehlt.

2. Wohnen:

Die Ahlborns wohnen als eine Facharbeiterfamilie in einer engen, aber abgeschlossenen Wohnung. Schlafgänger und Untermieter, die besonders vor dem Ersten Weltkrieg aus der Not heraus trotz beengter Wohnverhältnisse von vielen Arbeiterfamilien aufgenommen wurden, fehlten in der Ahlborn'schen Wohnung. Damit entsprach die Wohnung den Vorstellungen der Wohnungsreformerinnen, die vehement darauf drangen, das Modell des Familien-

einzelhaushalts auch in der Arbeiterschaft durchzusetzen. Sittliche Gründe bewogen sie vor allem dazu: die Enge der Wohnung und die Armut vieler Arbeiterfamilien führte zu alltäglichem Überschreiten bürgerlicher Schamgrenzen und Sittlichkeitsvorstellungen. Insbesondere sollten nur gleichgeschlechtliche Menschen in einem Raum schlafen, Ehepaare natürlich ausgenommen. Diese Richtschnur bezog sich nicht nur auf Schlafgängerinnen und Untermieterinnen, sondern auch auf Geschwister. Bruder und Schwester sollten in getrennten Räumen übernachten. So hieß es schon 1889 auf einem internationalen Kongress zur Beschaffung von Wohnungen: „Für Familien, die kleine Kinder beiderlei Geschlechts haben, ist eine Teilung der Wohnung in drei Teile notwendig, um die Trennung der Geschlechter zu ermöglichen.“ Das war oft leichter gesagt als getan. Erstens waren die Verhältnisse oft nicht danach, und zweitens setzten sich diese Vorstellungen nur langsam in der Arbeiterschaft durch. Erstaunlich, daß bei den Ahlborns das Mädchen das Zimmer behielt und der Sohn ausziehen mußte, häufig verhielt es sich umgekehrt, doch war Frieda die ältere von beiden, verdiente auch schon und konnte damit einen namhaften Beitrag zum Familieneinkommen leisten. Daß Frieda trotz ihrer beruflichen Eigenständigkeit noch bei den Eltern wohnte, hatte handfeste Gründe: es gab so gut wie keine Wohnungen für alleinstehende Frauen und Männer, es sei denn, sie waren wohlhabend. Neben der großen Wohnungsknappheit hing dies auch mit Auffassung zusammen, daß Wohnungen nur für Familien da seien. Wer nicht verheiratet war, konnte meist nur zur Untermiete wohnen. Diese Auffassung kollidierte mit dem Anspruch, die Arbeiterfamilie von Schlafgängern und Untermietern „befreien“ zu wollen. In einigen Städten versuchten die Wohnungsreformerinnen den Widerspruch durch den Bau von sog. Ledigenheimen zu lösen, doch die Ressourcen waren meist zu knapp, so daß die Wohnungsprobleme für die Ledigen bestehen blieben.

Friedas Bruder wurde quasi als Gast in die sog. gute Stube einquartiert. Gute Stuben, die als Räume nur zu besonderen Anlässen benutzt wurden, waren noch in den 20er Jahren in den Wohnungen der gehobenen Arbeiterschichten und des Kleinbürgertums weit verbreitet - ungeachtet der Angriffe und Satiren seitens des Bürgertums auf diese „irrationale Raumverschwendung“. Doch im Zeichen der Moderne und der damit verbundenen Rationalisierung des Wohnens wurde auch für das Kleinbürgerami und die gehobene Arbeiterschaft der Sinn der guten Stube fragwürdig. Schritt für Schritt wurde die gute Stube in das Alltagsleben der Familie integriert. Man machte Kompromisse, wie hier bei den Ahlborns, wo sich das eigentliche Familienleben noch in der Küche vollzog, die gute Stube aber schon durch den Bruder „entweiht“ wurde, auch wenn dieser möglichst keine Spuren von seiner Nächtigung hinterlassen sollte und jeden Morgen das bestickte

Paradekissen auf den angestammten Platz am Sofa zurücklegen mußte.

Ahlborns wohnten in einem typischen Arbeiterhaus „besserer Art“. Die Außenfassaden waren solide ansehnlich (sog. Maurermeisterarchitektur in Neurenaissance), aber verbargen die sonnenarmen Hinterhöfe und die engen Wohnungen. Während andere Straßenzüge der Arbeiterstadt Linden (eine Stadt, die direkt vor den „Toren“ Hannovers lag und 1920 eingemeindet wurde) wie die Fanny- oder die Kochstraße noch in den 20er Jahren von regelrechtem Wohnungselend mit miserabler Infrastrukturausstattung geprägt waren, bot das Haus in der Grotestraße 4, das in wilhelminischer Zeit gebaut wurde, mit seinen 3-Zimmer-Wohnungen (plus Küche) bessere Wohnverhältnisse. Auch innerhalb der Arbeiterschaft gab es also grosse Unterschiede hinsichtlich des Wohnkomforts. Die Familie Huse wohnte hingegen in einem Genossenschaftsbau, der schon im Zeichen des Reformbauens stand, obwohl er aus wilhelminischer Zeit stammte. Das war ungewöhnlich, denn der Reformwohnungsbau und speziell der von Genossenschaften getragene Reformwohnungsbau erlebte seine große Blütezeit erst in den 20er Jahren. Licht, Luft und Sonne waren die Prinzipien, von denen im Grunde alle Architekten ausgingen, gleichgültig ob sie mehr der konservativen oder der modernen Richtung anhängen. Auch im genossenschaftlichen Reformwohnungsbau war die Wohnungsgröße meist bescheiden (zwischen 50 und 70qm), aber die Wohnungsausstattung war besser: eigenes Bad- oder Waschzimmer sowie Toilette, häufig fließend kaltes und warmes Wasser, eine eigene Diele und nicht selten einen eigenen Balkon. Den Kindern standen zum Teil Kinderspielplätze zur Verfügung. Die aufgelockerte Bauweise verhinderte enge Hinterhöfe, das Wohnumfeld wies Grünflächen auf und war relativ kommunikationsfreundlich. Die Verwaltung war formal demokratisiert - und manch eine Genossenschaft verstand es, ihre Mitglieder nicht nur funktional, sondern auch mental einzubinden, so daß es zu einer Art Genossenschaftskultur im Wohnbereich kommen konnte. Allerdings blieben die Reformen bei der Buchholzer Genossenschaft auf halbem Wege stecken. Toiletten im Treppenhaus und nicht allzu sonnige Wohnungen minderten den ansonsten erreichten Fortschritt.

Insgesamt führte der Reformwohnungsbau, der in den 1920er Jahren dann großzügig subventioniert wurde, in breiteren Bevölkerungskreisen zu einem neuen Wohngefühl. Wohnen wurde seines rein existentiell notwendigen Charakters entkleidet und zu einer Ressource menschlicher Freude und neuer kultureller Praxisformen auch für Arbeiterfamilien. Allerdings hatte der Reformwohnungsbau einen großen Nachteil. Häufig waren die Mieten so hoch, daß allenfalls die gehobenen Arbeiterschichten in solche Häuser ziehen konnten.

3. Freizeit:

In der Geschichte spielt die Freizeitbetätigung eine relativ große Rolle. Die Arbeitszeit war zwar nach der Revolution 1918/19 auf 8 Stunden pro Tag reduziert worden, aber in der Praxis überschritt sie sehr bald wieder die 48-Stunden-Woche. Dennoch wuchs die Bedeutung der Freizeit und des Freizeitangebots für die Alltagskultur der Menschen. In unserer Geschichte werden verschiedene Typen von Freizeitbetätigungen thematisiert: Vater Ahlborn wandte sich seinem Arbeiterturnverein zu. Seine freie Zeit war noch stark in die Arbeiterkulturbewegung eingebunden, die in den 20er Jahren eine große Blüte erreichte. Diese standen der Arbeiterbewegung nahe. Auch wenn Politik dort nur eine untergeordnete Rolle spielte, waren solche Vereine und auch die dort ausgeübten Freizeitbeschäftigungen in einen politisch-weltanschaulichen Kontext eingebunden. Die meisten Vereine standen einer Partei der Arbeiterbewegung nahe. In ihnen konnte sich ein Milieu entfalten, das auf solidarischen Verhaltensweisen beruhte. Die Mitglieder wußten untereinander über Herkunft und politische Einstellung gut Bescheid.

Friedas Bruder ging ins Jugendheim. Solche Einrichtungen wurden in der Zeit der Weimarer Republik von der Stadt für Jugendliche zur Verfügung gestellt. Damit wollte man dem Jugendwohlfahrtsgesetz von 1922 Rechnung tragen. Gerade in den 20er Jahren - nach dem verlorenen Krieg - wurde die Jugend als ein wertvolles kulturelles Kapital betrachtet. Die Freizeit der Jugendlichen sollte mit „sinnvollen“ Beschäftigungen ausgefüllt, die Jugendlichen mit sanfter Hand diszipliniert und kontrolliert werden.

Schrebergärten waren in den 20er Jahren eine beliebte und häufig genutzte Alternative zu den beengten Wohnverhältnissen vieler Großstadtfamilien. Besonders in den wirtschaftlichen Krisenzeiten schuf die Selbstversorgung mit frischem Obst und Gemüse eine gewisse Sicherheit. Im Schrebergarten vermischten sich Spiel und Arbeit, Notwendiges und Selbstbestimmtes, Anstrengung und Erholung, Zurückgezogenheit und Kommunikation zu einer „Einrichtung“ mit hohem alltagskulturellen Wert - und zwar für alt und jung, für Männer und Frauen.

Während der Großen Wirtschaftskrise veränderte sich die Funktion der Schrebergärten: Wohnungslos gewordene Leute bauten Gartenhäuser zu Wohnlauben um - eine regelrechte „wilde Siedelei“ entstand, die den Behörden Kopfzerbrechen machte. Nach der Machtübernahme Hitlers dienten Schrebergärten auch als Fluchtorte und Verstecke.

Frieda ging zwar auch mit in den Schrebergarten, aber sie freute sich, als Willi sie schließlich mit seinem Motorrad abholte. Für sie stand die neue Freizeitkultur - Vergnügen moderner Art - im Vordergrund ihres Interesses: Sie liebte die

modernen Tänze, sowohl den Charleston als auch den Tango, sie schwärmte für Kino und Film. Die neue Massenkultur schien allen die Möglichkeit zu geben, sich zu vergnügen, nur Geld mußte man haben. Friedas und Willis Einkommen ließen deshalb nur gelegentliche und mühsam ersparte Ausflüge in die „neue“ Welt zu. Friedas Traum von der Heirat eines reichen Mannes war jedoch kein Märchen mehr, sondern schien den neuen Möglichkeiten zu entsprechen, die die Massenkultur bot: Menschen aus fast allen sozialen Schichten trafen sich nunmehr im Kino (wenn auch nach Sitzpreisklassen getrennt) oder im Tanzlokal. Die neuen Formen kultureller Distinktion zwischen den Schichten und Klassen waren feinschnittiger geworden, traten weniger scharf hervor, schienen „nunmehr“ vom Geld gesteuert, wurden deshalb leicht übersehen.

Welch Unterschied also zur „klassischen“ bürgerlichen Kultur, die ja auch noch immer einen grossen Teil der Freizeit des Bürgertums bestimmte. Frieda selbst war oft Zaungast beim Schorsenbummel gewesen, einem rein bürgerlichen Vergnügen des Promenierens und Flanierens, so als sei die Stadt noch im Besitz dieser Gruppe. Die Arbeiterschaft blieb derartigen Vergnügungen (wenn auch oft unfreiwillig) fern. Die Unterschiede wären zu augenfällig gewesen.

4. Städtischer Raum:

Die Geschichte thematisiert in verschiedener Hinsicht auch die Veränderung des städtischen Raumes. Frieda lebt mit ihrer Familie in Linden, einer Arbeiterstadt vor den Toren des bürgerlichen Hannovers. Obwohl die soziale Trennung bei weitem nicht vollständig war (und sogar gegenläufige Entwicklungen, nämlich Vermischungen in der Bevölkerungsstruktur beider Städte festgestellt werden können), symbolisieren das bürgerliche Hannover und das proletarische Linden in gewisser Weise die Klassenstruktur des 19. Jahrhunderts, die nicht nur die Arbeitsverhältnisse betraf, sondern sich auch auf den Wohnbereich auswirkte.

Häufig ließ die Enge der Wohnungen ein Ausdehnen des Lebensraumes nur nach außen, in die Natur zu. Die Schrebergärten stehen stellvertretend für die Aufgeschlossenheit der Stadtverwaltungen, einen gewissen Teil des städtischen Grund und Bodens nicht zu bebauen. Hannover hatte den Ruf, eine Stadt im Grünen zu sein. Während viele Freiflächen und öffentliche Parks mehr von den bürgerlichen Schichten frequentiert wurden, „gehörten“ die Schrebergärten dem Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft.

Frieda ging gelegentlich im Kaufhaus Karstadt einkaufen. Das Stadttinnere hatte sich schon im 19. Jahrhundert im Zuge der sogenannten Citybildung verändert. Produktionsstätten wurden an den Stadtrand verlegt, Geschäfte, Banken, Versicherungen und Kaufhäuser etablierten sich mehr und mehr im Zentrum der Stadt.

Ein Großteil der Wohnbevölkerung konnte die steigenden Mieten nicht mehr aufbringen. Der Aus- und Umzug in die Außenbezirke setzte ein. Mit den neuen modernen Verkehrsmitteln war es nicht mehr schwierig, bei Bedarf das Stadtzentrum zu erreichen. Die Georgstraße mit dem berühmten Cafe Kröpcke war seit dem 19. Jahrhundert der Ort, wo sich das wohlhabende Bürgertum in der Öffentlichkeit zeigte, ähnlich wie die Wiener Oberschichten dies auf der Ringstraße taten.

Im späten 19. Jahrhundert galten Passagen als das Modernste, was man sich vorstellen konnte. Hier flanierten die Schau- und Kauflustigen. Auch Hannover hatte eine solche Passage, die sogenannte Georgspassage, mit einem Automatischen Restaurant. Durch Münzeinwurf und Knopfdruck ließen sich kulinarische Genüsse ordern.

Der städtische Raum veränderte sich ferner durch die neuen Vergnügungsstätten, allen voran die Kinos mit ihrer z.T. äußerst repräsentativen Innen- und Außengestaltung. Die Weltspiele in der Georgstraße sind ein Beispiel. Frieda und Willi brausen mit dem Motorrad in die Innenstadt. Der zunehmende Verkehr auf den Straßen und die immer höheren Geschwindigkeiten verunsicherten die ältere Generation. Friedas Eltern bleiben kopfschüttelnd zurück, als die beiden jungen Leute vor der Gartenpforte durchstarten. „Die Zeit fährt Auto,“ sagte Erich Kästner einmal, „und keiner kann lenken.“ Neben Straßenbahnen charakterisierten Autos und Motorräder die neue Zeit. Auch wer ein solch neues Gefährt nicht selbst besitzen konnte, erlebte mit, wie sich dadurch der städtische Raum veränderte. Fußwege erhielten eine ehemals ungeahnte Bedeutung. Wer spazieren ging, roch eher Benzingemisch als Pferdemit. Immer mehr Tankstellen „bereicherten“ das Straßenbild. Die Autler, damals gängige Bezeichnung für Autofahrer, brauchten keine Angst mehr zu haben, auf der Strecke zu bleiben. Schutzleute reichten bald nicht mehr, um das steigende Verkehrsaufkommen in die richtigen Bahnen zu lenken. Die erste Ampel in Hannover wurde 1928 am Kröpcke installiert.

Es gab immer wieder Neues zum „Sattsehen“: Schaufenster- und Kinoplakate, Litfaßsäulen und Reklame modernisierten den Raum, verlangten vom Betrachter oder der Betrachterin eine neue Sehweise, die auch als industrialisierte Sehweise bezeichnet wird. Die neuen Reize ließen meist nur einen flüchtigen Blick zu, zuviel verlangte nach Aufmerksamkeit. Neue Wünsche, möglichst viel von dem Angebotenen zu besitzen, kamen auf. Die moderne Konsumgesellschaft bestimmte mehr und mehr den Lebens Zusammenhang der Menschen.

Heute kann die Geschichtsschreibung weniger denn je dem Ideal eines naiven historischen Realismus folgen und glauben, es komme nur darauf an, Fakten darzustellen und diese von aller Fiktionalisierung freizuhalten, um - wie Ranke es einmal formulierte - „zur Anschauung des Objektiven der großen Tatsachen“ zu gelangen. Die Annahme, Fakten und Fiktion ließen sich trennen und der Glaube, ein aus Quellen erhobener Tatbestand sei gereinigt und objektiv, trägt allemal. Schon bei der Entstehung sogenannter Fakten schleicht sich Fiktives ein und kann auch nicht mehr aus der wissenschaftlichen Analyse herausdestilliert werden. Die sog. „Faction-Story“, hier eine konstruierte Alltagsgeschichte, ist geeignet, Strukturprobleme, die bei der Geschichtsschreibung zwangsläufig entstehen, zu thematisieren und zu problematisieren. In der Faction-Story werden also die Grenzen ausgelotet, bis wohin historiographische Produktion legitimierbar ist. Darüber hinaus wird auch der meist einseitig diskreditierten „historischen Phantasie“ zu ihrem (begrenzten) Recht verholphen. Die locker strukturierte personenbezogene Handlung kann ferner als eine Annäherung zu einer Alltagsgeschichte bzw. zu einer Geschichte „von unten“ angesehen werden, weil die Rekonstruktion der Lebenswelten und eine subjektbezogene Sichtweise dominieren.

Die Auswahl der Bildmotive ist dementsprechend vorgenommen worden. Sie visualisieren jeweils die in der Handlung angesprochenen Themenbereiche oder Orte: Auch hierbei gibt es „fiktive“ Motive (Postkarten, Filmplakate) und dokumentarische Motive (Gebäude, Plätze, Straßen). Fast alle diese dokumentarischen Motive sind zwar in Hannover aufgenommen, aber sie zeigen nicht in jedem Fall den im Text genannten historischen Ort - schon gar nicht die betreffenden Personen. Zum einen, weil trotz intensiver Recherchen ein entsprechendes Motiv nicht gefunden werden konnte, häufiger, weil die Bildinhalte - unabhängig vom „realen“ historischen Ort oder Geschehen, die Handlung der Erzählung sinnvoll unterstützen und veranschaulichen.

Aus diesen Gründen sollte bei der Arbeit mit der Ton-Dia-Reihe neben der Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Thematik immer auch die methodische Problematik angesprochen werden. Eine solche Arbeit dürfte v.a. im Sekundarbereich II und in der außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung möglich sein. Die Ton-Dia-Reihe kann aber auch im schulischen Bereich ab der Klasse 9 im Geschichtsunterricht eingesetzt werden, wobei die exemplarische Bearbeitung der sozialgeschichtlichen Problemfelder der Weimarer Zeit im Mittelpunkt stehen müßte.

Die Gliederung der Ton-Dia-Reihe ermöglicht eine Ausschnittweise Verwendung und gibt zugleich den inhaltlichen Orientierungsrahmen vor.

Die Arbeit kann anhand der drei Szenen

- Sonntagmorgen in der Wohnung
- Sonntagnachmittag im Schrebergarten
- Sonntagabend im Stadtzentrum

oder nach den vier thematischen Bereichen Arbeit und Beruf, Wohnen, Freizeit und Städtischer Raum strukturiert werden.

Im ersten Fall stünde der jeweils angesprochene Lebenszusammenhang im Mittelpunkt, im zweiten Fall die einzelnen Themenbereiche dieses Lebenszusammenhangs. Allerdings sollte immer gewährleistet sein, daß auch die gesamte Geschichte besprochen wird.

Die wesentliche didaktische Funktion hat bei dieser Herangehensweise zunächst die Erzählung, die Bildmotive veranschaulichen und stützen die dort vermittelten Sachverhalte. Sie können dabei sowohl als gedankliche Brücke zur Erzählung wie auch als visuelle Gesprächsgrundlage nach dem Anhören und -sehen dienen. Die weiterführenden Informationen ermöglichen eine inhaltliche Vertiefung.

Die Bildmotive können aber auch ohne Ton einzeln oder als thematische Einheiten zur Analyse der verschiedenen Sachprobleme herangezogen werden. Dann müßten wenige Einzelmotive intensiv beschrieben und hinsichtlich der Bildausage ausgewertet werden. Vor allem der Vergleich verschiedener Motive miteinander - z.B. Lindener Altbauwohnung mit moderner Genossenschaftswohnung - bietet sich dabei an. Mit Hilfe der weiterführenden Informationen können die aus der Bildanalyse gewonnenen Erkenntnisse überprüft und vertieft werden.

Weitere AV-Medien:

1041305 Citybildung in Hannover, 31 Dias, Hannover 1991

33 41561 Das Gesicht einer Stadt - Hannover um 1930, 27 Min., D 1930

Neue Tanzvergnügen

„Man tanzt Foxtrott, Shimmy, Tango, den altertümlichen Walzer und den schicken Veitstanz. Man tanzt Hunger und Hysterie, Angst und Gier, Panik und Entsetzen.... Man imitiert Indianer, Kongoneger, Südseeinsulaner und gemartete Pantomime eingekerkelter Tiere im Zoologischen Garten. Ein geschlagenes, verarmtes, demoralisiertes Volk sucht Vergessen im Tanz.“ (Mann 1981, S. 143)

Nach dem Ersten Weltkrieg griff ein Tanzfieber um sich, wie es vorher nicht annähernd vorhanden war. Viele Menschen versuchten auf diese Weise die grauen Kriegsjahre zu verdrängen. Vielfach war vom Lebensdrang und Lebenshunger die Rede. Neben Walzer und Polka wurden neue amerikanische Modetänze wie Foxtrott, Schieber, Shimmy, Charleston und Blackbottom getanzt. Immer mehr Tanzschulen boten neben den traditionellen auch die neuen Tänze an.

Die „Berliner Illustrierte“ vom 3. Januar 1926 berichtet, „ daß der Charleston von den im Spätsommer des vergangenen Jahres in Mode gekommenen Tänzen weiterhin an der Spitze steht. Weil er zu den Pflichttänzen bei Turnieren gehört, wird ihm eine anhaltende Beliebtheit vorausgesagt. ... Der temperamentvolle Tanz mit den raschen Wechselschritten und schlenkernden Beinbewegungen hat den ruhig-sentimentalen Blues abgelöst und wird mit dem Shimmy, dem Modetanz von 1920, verglichen.“ (Chronik 1926, Dortmund 1985, S. 25)

Lit.:

Engel, Walter, Veronika, der Lenz war da. Schlager der Zwanziger Jahre, Hannover 1986

Guckel, Sabine, Eine Welt aus Zuckerguß und Schmiedeeisen. Tivoli Variete in der Tivolistraße in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987 - Mann, Klaus, Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht (1949), München 1981

Großstadtleben

In den 20er Jahren galt die Großstadt nicht zuletzt als Symbol der Moderne. An erster Stelle dachte man dabei an die Hauptstadt Berlin. Besonders gaben die Berliner Nächte die Folie ab, auf der sich die Vorstellung, was Eigenschaften und Leidenschaften seien, entwickeln konnte. „Technologische Maßstäbe prägten

das gesamte Gesellschaftsleben, vermittelten die Kommunikation. Das Tagelben verlängerte sich immer tiefer in die Nacht hinein, Kabarett und Variete, Cafe und Lunapark bildeten die Ausgleichsorte und Zerstreuungsinstitutionen, die den Verlust von Naturnähe aufwiegen, die dem konzentrierten Berufsalltag Abspannung und Erholung gegenüberstellen sollten." (Boberg u.a. 1986, S. 32)

Lit.:

- Boberg, J./Fichter, T./Gillen, E. (Hg.), Die Metropole, Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert, München 1986
- Korff, Gottfried, Berliner Nächte: Zum Selbstbild urbaner Eigenschaften und Leidenschaften, in: Brunn, Gerhard/Reulecke, Jürgen (Hg.), Berlin. Blicke auf die deutsche Metropole, Essen 1989. Darin auch weitere wichtige Aufsätze und Literaturhinweise zum Thema.

Angestellte

Die Berufszählung von 1925 wies über 1,7 Mio mehr Vollzeitbeschäftigte Frauen aus als 1907. Allerdings war die weibliche Erwerbsquote in diesem Zeitraum kaum gestiegen. Waren in der Zeit des Deutschen Kaiserreiches die meisten erwerbstätigen Frauen in der Haus- und Landwirtschaft oder als Industriearbeiterinnen tätig, so trat in der Weimarer Republik der Prototyp weiblicher „Emanzipation“, die junge Angestellte, ins Rampenlicht der Öffentlichkeit. Tatsächlich gab es 1925 ungefähr 1,5 Mio. weibliche Angestellte, dreimal mehr als 1907. Ihr Anteil (zusammen mit Beamtinnen) an allen erwerbstätigen Frauen stieg von 5 auf 12,6%. Die weiblichen Angestellten übten untergeordnete, unselbständigere und schlechter bezahlte Arbeiten aus als Männer: als Sekretärinnen, Stenotypistinnen und Verkäuferinnen. (Frevert 1986, S. 171 und 290)

Lit.:

- Frevert, Ute, Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt 1986.
Historisches Museum Frankfurt/Main, Frauenalltag und Frauenbewegung 1890 bis 1980, Ausstellungskatalog, Frankfurt/Main 1981

Jugend

In der historischen Forschung geht man von der These aus, daß jugendliche Menschen, vor allem junge Mädchen und Frauen, sich gegenüber dem neuen Massenkulturangebot aufgeschlossen zeigten. Dazu gehörten auch die neuen Tänze. Der Wunschtraum, reich zu werden, gehörte mit zu den Traumschablonen, die vor allen durch die neuen amerikanischen Filme, sowie die Kolportage-

Romane breitenwirksam wurden. Man kann darin eine Individualisierung sozialer Utopien erblicken.

Lit.:

- Dinse, R., Das Freizeitleben der Großstadtjugend, 5000 Jungen und Mädchen berichten, Berlin 1932
- Deutscher Werkbund e.V. u.a. (Hg.), Schock und Schöpfung, Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt und Neuwied 1986
- Peukert, Detlev J.K., „Mit uns zieht die neue Zeit...“, Jugend zwischen Disziplinierung und Revolte, in: Nietschke, August u.a., Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930, 2 Bände, Reinbek bei Hamburg 1990
- Wickham, James, Working-Class Movement and Working-Class Life: Frankfurt am Main During the Weimarer Republic, in: Social History, vol. 8, 1983, Nr.3.

Freiere Lebensweise

Zum Durchbruch der Moderne gehörte auch eine freiere Lebensweise, die sich vielfach in einem vermehrten Alkohol- und Tabakkonsum ausdrückte. Insbesondere diente das Rauchen (auf der Straße) als Symbol für eine kulturelle Emanzipation der Frauen. Allerdings gab es auch moderne Gegenbewegungen, so die Abstinenzbewegung und die Naturfreunde.

Lit.:

- v. Soden, Kristine/Schmidt, Maruta (Hg.), Die wilden Zwanziger, Weimar und die Welt 1919-1933, Berlin 1986
- Neue Frauen. Die zwanziger Jahre, Berlin 1988
- Wunderer, Hartmann, Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890-1933), Frankfurt/Main, New York 1980

Wohnen

Unter einer „guten Stube“ verstand man ein Zimmer, das möbliert war, aber nur zu besonderen Anlässen (Weihnachten, bei hohem Besuch) genutzt wurde. „Gute Stuben“ fand man vor allen Dingen in kleinbürgerlichen Wohnungen sowie in Wohnungen der gehobenen Arbeiterschaft. Sie gelten im allgemeinen als Zeichen der Verbürgerlichung der Arbeiterschaft. Allerdings sind auch andere Interpretationen möglich: als äußeres Zeichen kultureller Kompetenz; als kulturelle Abgrenzung gegenüber unteren Arbeiterschichten etc.. Kleiderschränke waren häufig wegen der Aussteuer recht monströs. Die

Wohnungsreformer und Reformerrinnen drangen darauf, daß sich die Arbeiterschaft für die kleinen Wohnungen auch kleine Möbel zulegen sollte. Dies war vor allem für die funktionalistisch orientierten Architekten ein Gebot ersten Ranges. Für unverheiratete Frauen war es sehr schwierig, eine eigene Wohnung zu erhalten. Sie mußten bei ihrer Familie oder bei Verwandten oder als „Schlafmädchen“ bzw. als Untermieterinnen leben. Um hier Abhilfe zu schaffen, wurden seit der Jahrhundertwende einige sog. Ledigenheime gebaut. Im allgemeinen waren die Einzelzimmer in einfachster Ausstattung ungefähr 6 qm groß. Hinzu kamen allerdings Gemeinschaftsräume. (Weiteres siehe im: Handwörterbuch 1930, S. 508 f)

Lit.:

- v. Saldern, Adelheid, „Daheim an meinem Herd“, Die Kultur des Wohnens, in: Nietschke, August u.a., Jahrhundertwende, Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930, Bd. 2, S.34ff
- Handwörterbuch des Wohnungswesens, hrsg. von Gerhard Albrecht u.a., Jena 1930

Architektur

Ab 1890 vollzog sich ein Wandel im Hinblick auf Hausbau und Fassadengestaltung. Viergeschossige Arbeiterwohnhäuser waren keine Seltenheit mehr. Die offene Bauweise wurde durch eine geschlossene Blockrandbebauung ersetzt. Die Spekulation im Wohnungsbau machte auch vor den Toren Lindens nicht halt. Die Fassaden wurden unter möglichst geringem Kostenaufwand repräsentativ gestaltet, scheinbar kostbare Details sollten einen größeren Gewinn für ein solches Haus erbringen. Meistens wurden Mietshäuser von Maurermeistern erbaut, ohne Mitwirkung von Architekten. So entstand bei den Kritikern dieser mit vorgefertigten Stück- und Sandsteinelementen ausgestatteten Bauten der Neo-Renaissance schnell der spöttische Begriff „Lindener Renaissance“. Heute stehen wir überrascht vor den noch erhaltenen Fassaden. Die Kritiker von damals waren wohl eher dem Wunsch erlegen, lieber Distanz zum Proletariat zu halten, und diese wollte man natürlich auch in der äußerlichen Gestaltung von Wohnhäusern sichtbar gemacht wissen.

Lit.:

- Buschmann, Walter, linden. Geschichte einer Industriestadt im 19. Jahrhundert, Hildesheim 1981

Sonntagskleidung in Arbeiterfamilien

In Arbeiterfamilien spielte die Sonntagskleidung eine wichtige Rolle. Hierin wurde häufig ein Indiz für die zunehmende Verbürgerlichung der Arbeiterschaft gesehen. Man kann dies jedoch auch anders interpretieren, nämlich als eine öffentliche Demonstration der eigenen Kulturfähigkeit. Vielfach kleideten sich die Arbeiter zwar wie die Bürgerlichen, aber das blieb reine Äußerlichkeit. Sie behielten dennoch ihre vom Bürgertum abweichenden Wertvorstellungen.

Lit.:

Ruppert, Wolfgang, Die Arbeiter, München 1986

v. Saldern, Adelheid, Arbeiterkulturbewegung in Deutschland in der Zwischenkriegszeit, in: Boll, Friedhelm (Hg.), Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik, München/Zürich 1986

„Leben nach der Uhr“

Das Handeln und Arbeiten nach exakten Zeiteinheiten bestimmte das Leben der Menschen. Die Uhr wurde zum Symbol der modernen Zeit und fand auch Eingang in die Arbeiterhaushalte (Standuhr; Taschenuhr). Zeit wurde zur entscheidenden Orientierungsgröße. Die Zwänge zu genauer zeitlicher Koordination des eigenen Handelns in einer immer ausgedehnteren sozialen Umwelt wurden dringend erforderlich. „Bewußtes Zeitverhalten entstand als Fähigkeit, das Leben den unterschiedlichen Abläufen, ihrer Verlaufslogik und ihrem Rhythmus anzupassen und -(...) in diesem Rahmen - mit der eigenen Zeit aktiv umzugehen.“ (Katalog Freizeit 1989, S. 32)

Besonders die Stenotypistinnen schienen unter der durch Intensivierung und Monotonie bedingten Nervenanspannung zu leiden. Es gibt zahlreiche zeitgenössische Berichte von Stenotypistinnen, die über die gesundheitlichen Folgen ihres Berufs klagten. Es kam offenbar zu regelrechten Streßerscheinungen.

Lit.:

Lesemann, Silke/Spittka, Reiner, Angestellte und Rationalisierung, in:

Adelheid von Saldern (Hg), Stadt und Moderne, Hamburg 1989, S. 91 ff dies., Stoppuhren und Prämien, Continental Werke: Angestellte und Rationalisierung, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987, S. 39 ff

- Anfänge der Arbeiterfreizeit, Ausstellungskatalog Märkisches Museum Berlin und Museum „Berliner Arbeiterleben um1900“, Berlin 1989

Continental / Rationalisierung

Die Hannoverschen Continental-Gummiwerke AG (Conti) wurde 1871 gegründet und entwickelte sich in knapp 40 Jahren zum größten Unternehmen in der Deutschen Gummiindustrie. Sie stellte Autoreifen, Bremsen, Einkochringe, Wärmflaschen, Operationshandschuhe etc. her. Die Belegschaft zählte in den 20er Jahren zwischen 13 und 17.000 Personen. Die Conti stellte an ihre Mitarbeiter hohe Arbeitsanforderungen. Diese resultierten aus einem neuen Arbeitsmeßverfahren, daß die Firma 1928/29 eingeführt hatte. Das System wurde nach seinem Erfinder „Bedaux“ genannt. Es beruht in seinen Grundzügen auf den Forschungen des Amerikaners „Taylor“, wurde aber in dieser Form in Deutschland nur in wenigen Betrieben eingesetzt. Wie bei allen Rationalisierungsmaßnahmen ging es beim Bedaux-System um die Vereinfachung des Arbeitsvorgangs und um die Vermeidung unnötiger Handgriffe. Die Rationalisierung, die häufig auch als „Taylorismus“ (nach F. W. Taylor) bezeichnet wurde, erreichte in den 1920er Jahren in Deutschland einen ersten Höhepunkt. Dabei ging es um die Zerlegung des Arbeitsprozesses in kleinste Teilschritte, eine Optimierung der Arbeitsgeräte und der Arbeitsbewegungen, ein ausgeklügeltes Personalauswahlverfahren, die Einrichtung gesonderter Arbeitsbüros, eine Umverteilung der alten Meisterfunktion sowie um ein differenziertes Akkord-Lohnsystem. Konzeption und Verwirklichung klappten allerdings stark auseinander. Luv.

- Lesemann, Silke/Spittka, Reiner, Angestellte und Rationalisierung, in: v. Saldern, Adelheid (Hg.), Stadt und Moderne, Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989, S. 93 ff
- dies., Stoppuhren und Prämien, Continental-Werke: Angestellte und Rationalisierung, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987, S. 39 ff

Das Zentrum der Wohnung: die Küche

Die Küche spielte in Arbeiterhaushalten als Wohnküche eine zentrale Rolle in der Alltagskultur. Erst im Zuge des Neuen Bauens während der Weimarer Republik wurde sie teilweise durch eine reine Arbeitsküche ersetzt. Berühmt wurde die Frankfurter Küche mit ungefähr 6 qm Größe, eine Einbauküche, die nurmehr für die Küchenarbeit der Frau konzipiert war. Deshalb wurden auch die Maße der Küchenmöbel auf die durchschnittliche Größe der Frauen berechnet.

Lit.:

- Uhlig, Günter, Kollektivmodell „Einküchenhaus“, Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus, Gießen 1981

Jugendheime

In Hannover gab es außer den vielen Vereinsheimen, die jedoch oft nur kleine Räume oder Hütten waren, zwei städtische Jugendheime, die von der Stadt betrieben wurden, der Lindener Berg und das Bella Vista. Die beiden Jugendheime sollten eine moderne Jugendpflege ermöglichen. Aber es gab auch Reglementierung. So durfte während der Freizeit in den städtischen Jugendheimen nur auf ganz bestimmten Plätzen Fußball gespielt werden. Rauchen und Alkohol trinken waren nicht erlaubt. Es war auch verboten, in der durch das Bella Vista-Gelände fließenden Leine zu baden, was viele Jugendliche jedoch nicht daran hinderte, dies doch zu tun. Die Hausmeister spielten also nicht nur im Wohnalltag eine zentrale Rolle, sondern auch in den Jugendheimen. Durch sie konnte das Freizeitverhalten der Jugendlichen kontrolliert und in „ordentliche“ Bahnen gelenkt werden. Die vom Arbeitsausschuß für Jugendpflege Hannover erlassene Haus- und Platzordnung erinnerte an althergebrachte Schulordnungen. Doch Jugendliche versäumten es nicht, die geltenden Regeln immer wieder geschickt zu unterlaufen.

Lit.:

- Zadach-Buchmeier, Frank, Staatliche Jugendpflege in der kommunalen Praxis. Das Beispiel Hannover., in: v. Saldern, Adelheid (Hg), Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989, S. 155 ff
- ders., Lindener Berg und Bella Vista. Städtische Jugendheime zur Freizeitgestaltung Jugendlicher, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hainburg 1987, S. 47 ff

„Herumtreibendes Gesindel“

Im Zuge des kulturpolitischen Pluralismus wurde am Anfang der Weimarer Republik auch der kommunistische Jugendverband mit öffentlichen Geldern versorgt. Dies änderte sich, nachdem die Kollegien der Stadt nach 1924 eine konservative Mehrheit erhalten hatten. Dabei spielte die Behauptung eine Rolle, daß kommunistische Jugendverbände in den städtischen Jugendheimen Lehrabteilungen eingerichtet hätten, wo Jungens Unterrichtet würden, wie sie Bomben werfen und Aufstände organisieren könnten.

Damit wird auf den wenig reflektierten Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten angespielt und auch auf Jugendliche, die sich der modernen Freizeitreglementierung nicht unterwerfen wollten und dazu tendierten, sogenannte Halbstarke-Gruppen und wilde Cliques zu bilden.

Lit.:

- Peukert, Detlev J.K., Die „Halbstarke“, in: Zeitschrift für Pädagogik, 30. Jg., 1984, H. 3
- ders., Die „Wilden Cliques“ in den 20er Jahren, in: Breyvogel, Wilfried (Hg.),

(Hg.), *Autonomie und Widerstand. Zur Theorie und Geschichte des Jugend Protestes*, Essen 1983, H. 4.

- Zadach-Buchmeier, Frank, *Staatliche Jugendpflege in der kommunalen Praxis. Das Beispiel Hannover*, in: v. Saldern, Adelheid (Hg.), *Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik*, Hamburg 1989, S. 155 ff.

Lehrlingslohn

Ein Lehrlingslohn war schmal bemessen. Die Hälfte der von Peukert untersuchten Jugendlichen erhielten 1927 im ersten Lehrjahr pro Woche bis zu 4 RM. Dieser Lohn steigerte sich dann meistens bis auf 10 RM in den folgenden drei Lehrjahren.

Lit.:

- Peukert, Detlev J.K., *Jugend zwischen Krieg und Krise*, Köln 1987, S. 117

Straßenbahnfahrkosten

Die Fahrt von Vahrenwald mit der Linie 9 bis zum Bahnhof kostete 20 Pfennig. Für eine Teilstrecke mußten 15 Pfennig bezahlt werden. Die Strecke Bahnhof - Bahrsinghausen kostete eine Mark.

Lit.:

Hannover. *Die Großstadt im Grünen*, hrsg. vom Fremden-Verkehrs-Verein, Hannover 1924, S. 183 f

Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ)

Die SAJ war die Jugendorganisation der SPD in der Weimarer Republik. 1925 erreichte sie ihren zahlenmäßigen Höhepunkt mit 70.000 Mitgliedern. Die SAJ rekrutierte sich wesentlich aus der jungen Generation der qualifizierten Facharbeiterschaft. Die ungelerten Jungarbeiter waren deutlich unterrepräsentiert. Der Anteil der Mädchen an der Mitgliedschaft lag bis 1927 bei immerhin 37%.

Lit.:

Lexikon des Sozialismus, hrsg. von Thomas Meyer u.a., Köln 1986, S. 569.
Lesebuch zur Politik der hannoverschen Sozialdemokratie 1920 -1933, hrsg. von der Arbeitsgruppe „SPD Hannover vor 1933, Manuskript, Hannover 1978

Arbeiterturnverein

Der erste Arbeiterturnverein im hannoverschen Raum entstand 1893 in Linden. Dabei ging es um eine eigenständige, gegen die dominante Kultur des Bürgertums gerichtete Organisation. 1932 hatte der Verein 406 Mitglieder, davon waren 174 erwerbslos. Dies bedeutete eine weit über dem hannoversehen Durchschnitt

(dieser lag bei knapp einem Drittel) liegende Arbeitslosenquote von 42,9%. Für Arbeitslose war offensichtlich das soziale Netzwerk, das diese Vereine boten, besonders wichtig. Zeitzeugen berichten, daß Arbeitslose sich dort oft nützlich machen, wollten".

In den Arbeiterturnvereinen wurde im allgemeinen keine Parteipolitik betrieben. Gleichwohl waren viele Mitglieder auch mit den Arbeiterparten bzw. den Gewerkschaften verbunden.

Lit.:

- Lohmann, Hartmut, Organisierter Arbeitersport in Hannover in den 20er Jahren, in: v. Saldern, Adelheid (Hg.), Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989, S. 253 ff

Sozialistengesetz

Das Sozialistengesetz (1878 bis 1890) verbot sämtliche Arbeiterorganisationen, stellte diese also unter ein Ausnahmegesetz. Nur der Wahlkampf und die Vertretung in den Parlamenten waren gestattet. Unter dem Deckmantel des Sport-, Gesang- oder Geselligkeitsvereins trafen sich die Arbeiter dennoch. Hier wurde auch politisiert.

Eilenriede-Rennen

Das Motorradrennen in der Eilenriede wurde 1924 in Hannover eingeführt und hatte großen Erfolg. Im Laufe der folgenden Jahre steigerte sich das Tempo und damit die Unfallgefahr. Bis zu 100.000 Leute kamen zu diesem alljährlichen Sensationsversprechenden Ereignis. Zuschauersport gilt auch als ein typisches Merkmal der modernen Freizeitbetätigung. Technikbegeisterung und Kommerz standen im Vordergrund des Interesses.

Lit.:

- Birkefeld, Richard, Die Entstehungsgeschichte des Zuschauersports in den zwanziger Jahren am Beispiel des Eilenriede- Motorradrennen in Hannover, Mag.-Arbeit, Manuskript, Hannover 1990
- Huck, Gerhard (Hg), Sozialgeschichte der Freizeit, 2. Aufl. Wuppertal 1982

Erfolge der Nationalsozialisten 1930

Bei den September- Wahlen von 1930 hatten die Nationalsozialisten den ersten großen Wahlerfolg zu verzeichnen. Der Prozentsatz der gültigen Stimmen, der für die NSDAP abgegeben wurde, betrug reichsweit 18,3%; im Vergleich dazu erzielte die Partei 1928 nur 2,6 %! In Hannover lag der Prozentsatz sogar bei 20,6%, während er 1928 noch 2,3 % ausmachte. Über die Anfänge der NSDAP in Hannover - hier gab es die erste Ortsgruppe bereits 1921 - und die Machtü-

Lit.:

Historisches Museum, Ausstellungskatalog Hannover 1933. Eine Großstadt wird nationalsozialistisch, Hannover 1981

- Zahlen aus: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, hrsg. von Dietmar Petzina u.a., Bd. 3, München 1978, S. 174.

Die Hanomag

Die Hannoversche Maschinenfabrik AG, kurz Hanomag, gehörte wohl zu den ältesten und größten Industriebetrieben Lindens des vorigen Jahrhunderts. Im Vordergrund stand der Lokomotivbau. In den Zwanziger Jahren wurde die Produktionspalette erheblich ausgedehnt, beispielsweise wurden Automobile - das sogenannte Kommißbrot - per Fließband produziert. Über die Arbeitsbedingungen, besonders auch die Veränderungen dieser durch die Fließbandproduktion siehe nachfolgende Literatur.

Lit.:

Voigt, Wolfgang, Der Eisenbahnkönig oder Rumänien lag in Linden, Berlin 1980

- Schmiechen-Ackermarm, Detlev, Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeitserschaft, Hildesheim 1990
- Geiling, Heiko, Die moralische Ökonomie des frühen Proletariats. Die Entstehung der hannoverschen Arbeiterbewegung aus den arbeitenden und armen Volksklassen bis 1875, Frankfurt/Main 1985

Unfälle

Die Zahl der gemeldeten Verletzten und Erkrankten im Rahmen der gesetzlichen Unfallversicherung stieg von 575.000 im Jahre 1919 auf 1.502.000 im Jahre 1929, damit von 2,2 auf 5,5% der Versicherten. Die Steigerung ist nicht zuletzt daraus zu erklären, daß ab 1925 die Unfallversicherung auf Berufskrankheiten ausgedehnt wurde, für die Unfall- oder Krankenanzeigen erstattet wurden.

Lit.:

Zahlen aus: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, hrsg. von Dietmar Petzina u.a., Bd. 3, München 1978, S. 158 f.

Kurzarbeit und Aussperrung

Die Anzahl der aus Mitteln der Reichsanstalt unterstützten Kurzarbeiter (ohne Saargebiet) stieg von 12.588 im Jahre 1928 auf 260.167 im Jahre 1932. Aussperrungen spielten in der Zeit der Weimarer Republik eine beträchtliche Rolle. 1928 waren davon beispielsweise 451.000 Beschäftigte betroffen. Diese Zahl wurde allerdings nur noch mit fast 1 Million im Jahre 1924 übertroffen. In den anderen Jahren lag die Zahl weit darunter (1926 z. B. „nur“ 39.000).

„Die Unternehmer forderten eine Lohnkürzung von 15 - 30 %. Am 2. 12. 1930 begann in Hannover ein Streik der Metallarbeiter. Am 16./17. Dezember 1930 lehnten über 99 % der im DMV (Deutscher Metallarbeiter-Verband, d.V.) organisierten Arbeiter den Schiedsspruch eines in die Verhandlungen eingeschalteten Schlichters ab. Dennoch einigte sich der DMV mit den Unternehmern. Erst im Januar 1931 kam es zur Wiederaufnahme der Arbeit.“ (Arbeitsgruppe „Hanomag“ 1983, S. 11)

Lit.:

- Zahlen aus: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, a.a.O., S. 122 und S. 114
- Reader zur Geschichte der Hanomag-Belegschaft und ihrer Interessen- Vertretung 1920-1980, erstellt durch die Arbeitsgruppe „Hanomag“ des Projektes Arbeiterbewegung in Hannover, Hannover 1983

Entwicklung der Arbeitslosigkeit

In der großen Wirtschaftskrise (1929 bis 1933) wurde die Arbeitslosigkeit zu einer Massenerscheinung. Im Juli 1932 zählte man offiziell 5,39 Mio. Arbeitslose; zusammen mit den sog. „unsichtbaren Arbeitslosen“ - die aufgrund der Aussichtslosigkeit der Situation gar nicht erst zum Arbeitsamt gingen - schätzt man die Zahl auf 7,1 Mio.. Allein die offiziellen Arbeitslosen machten 1932 im Durchschnitt 19,9% der erwerbstätigen Bevölkerung aus 1930 gab es etwa 26.000 Arbeitslose in Hannover. Bis 1932 stieg diese Zahl auf ca. 56.000 registrierte Arbeitslose an. Davon wurden in Hannover im Juli 1932 ungefähr 50.000 vom Wohlfahrts- oder Arbeitsamt unterstützt. Die hohen Lohn-Differenzen innerhalb der Arbeiterschaft waren beträchtlich. Betrag beispielsweise der Tariflohn eines Facharbeiters 1927 pro Stunde 96,6 Pfennige, so waren es beim Hilfsarbeiter nur 69,1 Pfennige. Die tariflichen Frauenstundenlöhne betrugen 1928 bei Hilfsarbeiterinnen 66% der Männerlöhne und bei Facharbeiterinnen 63% der Männerlöhne.

Lit.:

- v. Saldern, Adelheid, Kommunale Verarmung und Armut in den Kommunen während der große Krise (1929 bis 1933). Am Beispiel der Finanz- und Wohnungs-(bau) Politik, in: Soziale Bewegungen, Jahrbuch 3, Frankfurt/New York 1987, S.76f
- Arends, Th./Ernst, O., Zehn Jahre Aufbau. Die Hauptstadt Hannover von 1925 bis 1935, Hannover 1935, S. 130 f.
- Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, hrsg. von Dietmar Petzina u.a., Bd. 3, München 1978, S. 99.
- Historisches Museum, Ausstellungskatalog, Hannover im 20. Jhd., Aspekte der neueren Stadtgeschichte, Hannover 1978 S. 91

Schrebergärten

Die Schrebergartenbewegung nahm in den 1920er Jahren einen großen Aufschwung. Im Reichsverband der Kleingärtner Deutschlands waren 420.000 Mitglieder organisiert. In Berlin war etwa jede 9. bis 10. Familie im Besitz eines Kleingartens, in Bremen sogar jede 2. bis 3. Die Zahl der Kleingärten in Hannover stieg von ca. 6.000 im Jahre 1918 auf etwa 11.400 im Jahre 1927 und erreichte gegen Ende der Weimarer Republik ca. 20.000. Die Gärten am Lindener Berg waren schon im Jahre 1900 auf Egestorff'schen Gelände angelegt worden, doch erst nach dem Kleingartengesetz von 1919 gründeten die Gartenfreunde den Verein „Lindener Alpen“. Als die Stadt Hannover 1926 die Gärten übernahm, konnte endlich mit dem 4.000 Mark-Darlehen eines Bierverlegers das 5 x 9 m große Kolonieheim errichtet werden. Die erste Wasserleitung wurde bis ins Heim geführt, wo für wenig Geld heißes Wasser zum Kaffee kochen und sonntags auch Kuchen abgegeben wurde.

Lit.:

- Gröning, Gert / Wolschke-Bulmahn, Joachim, Von der Stadtgärtnerei zum Grünflächenamt, Berlin-Hannover 1990
- Handwörterbuch des Wohnungswesens, hrsg. von Gerhard Albrecht u.a., Jena 1930, S. 631.

Die Weimarer Republik als Sozialstaat: Obdachlosenasyile

Die Weimarer Republik war von Anfang an als moderner Sozialstaat konzipiert. Marksteine der Entwicklung waren das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922, das Reichsfürsorgegesetz von 1924, die Einführung der Arbeitslosenversicherung 1927 und die Subventionierung des sozialen Wohnungsbaus, besonders in den Jahren nach 1924. Zwischen Anspruch und Realität klaffte aber eine beträchtliche Lücke. Zweimal brach das soziale Sicherheitssystem auseinander: In der Hochinflationzeit 1923 und während der Großen Wirtschaftskrise 1930 -1932. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg hat sich das Obdachlosenproblem infolge der großen Wohnungsnot vergrößert. Vielfach mußten die Stadtverwaltungen mit Behelfsunterkünften zur Unterbringung von Obdachlosen und Wohnungslosen beitragen. Die Einrichtung und Ausstattung solcher Unterkünfte trugen absichtlich den Charakter des Vorübergehenden, um in den darin untergebrachten Familien den Wunsch nach einer Dauerwohnung wachzuhalten. Statt Miete wurde vielfach eine sogenannte Anerkennungsgebühr erhoben. Nicht zahlende Familien setzten sich der Gefahr einer weiteren Verschlechterung ihrer Unterkunftsverhältnisse aus. Im Jahre 1930 gab es 755 Notunterkünfte in Hannover, meist in Baracken bzw. in abgestellten Viehwaggons.

In den städtischen Obdachlosenheimen in der Neuen Straße und in der Büttnerstraße baten 1930 im Durchschnitt etwa 100 Personen pro Nacht um Unterkunft. In

diesen Zahlen waren noch nicht diejenigen Obdachlosen enthalten, die in der Polizeibaracke, in verschiedenen von der Stadt eingerichteten Notunterkünften oder durch private Wohlfahrtspflege ein Obdach fanden.

Lit:

- Stadtarchiv Hannover, Verwaltungsakte des Wohnungsamts vom 15. 12. 1930
- Dinghaus, Angela/Korff, Bettina, Wohlfahrtspflege im Hannover der 20er Jahre, in: v. Saldern, Adelheid (Hg.), Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989, S. 155 ff
- dies., „Auf dem Pfade zu Sittlichkeit und Ordnung“ : Städtische Obdachlosigkeit, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987, S. 105 ff
- Ritter, Gerhard A., „Der lange Weg“. Die Anfänge des Wohlfahrtsstaates in Deutschland, in: Nitschke, August u.a., Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930, Bd. 2, Hamburg 1990

Die Arbeiterfamilie

Patriarchalische Strukturen bestimmten nicht nur das bürgerliche Familienleben, sondern waren auch in Arbeiterfamilien weitverbreitet. Nur in einem Teil der Arbeiterfamilien wurde versucht, ein partnerschaftliches Verhältnis aufzubauen. Im Lebensstil orientierten sich viele Arbeiterehepaare an den bürgerlichen Vorbildern von Vorgesetzten und „Dienstherrschaft“. Deren Lebensstil, der Sicherheit und Glück zu versprechen schien, konnte jedoch angesichts der Arbeits- und Lebensbedingungen nie wirklich erreicht und gelebt werden. Obwohl der Mann der Ernährer der Familie war, ging es nicht ohne die arbeitsaufwendige Hausarbeit der Frau.

Lit:

Ruppert, Wolfgang, Die Arbeiter, München 1986

Arbeitslosenunterstützung

Nach der Juni-Notverordnung von 1931 betrug die tatsächlich geleistete Unterstützung im Durchschnitt aller Unterstützten in der Arbeitslosenversicherung 60,66 RM, in der Krisenfürsorge 50,50 RM und in der Wohlfahrtserwerbslosenfürsorge 50 RM pro Monat. Die Lebensmittelpreise für das Jahr 1925 (März) sahen beispielsweise folgendermaßen aus:

1 kg Rindfleisch	2,00 RM
1 kg Roggenbrot	0,38 RM
1 kg Reis	0,58 RM
1 kg Butter	5,01 RM

1 kg Margarine	1,74 RM
1 kg Vollmilch	0,30 RM
1 kg Kartoffeln	0,11 RM

Lit.:

- Zahlen aus: Dempwolff, Uwe, Die Wirtschaft der Stadt Hannover vom Ende der Inflationszeit bis zum Ausklingen der Weltwirtschaftskrise (1923-4933), Phil. Diss., Hannover 1970, S. 285,288
- Homburg, Heidrun, Massenarbeitslosigkeit in Deutschland 1930 bis 1933. Unterstützung und politische Verwaltung der Arbeitslosen, in: Sowi, Jg. 14, 1985, H. 3, S. 211.

Genossenschaftswohnungen

In der großen Bauphase zwischen 1924 und 1929 sicherten sich die Genossenschaften reichsweit einen ca. 20%igen Anteil an der gesamten Neubauproduktion. Im Jahre 1927 zählte man in Hannover 27 Baugenossenschaften. Die älteste Genossenschaft, der berühmte Spar- und Bauverein Hannover, war schon 1885 gegründet worden. Einige andere folgten in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg. Nach dem Kriege bis Anfang 1927 errichteten sämtliche Baugenossenschaften in Hannover 2.284 Wohnungen. Während im allgemeinen in den Neubauwohnungen der 1920er Jahre nur gehobene Arbeiterschichten und Klein- sowie Mittelbürgertum einziehen konnte, war die Mieterstruktur in den Genossenschaftssiedlungen eine etwas andere: Hier fand man auch Mieter, die sich mit „Arbeiter“ bezeichneten, wobei es sich wohl um un- oder angeleitete Personen gehandelt haben mag, die eine relativ sichere Dauerbeschäftigung hatten oder deren Ehefrauen für ein beträchtliches Zusatzeinkommen sorgten. Licht, Luft und Sonne bildeten das Grundprinzip aller Wohnungsreformbemühungen. Dieses wurde am weitestgehend durch die Architekten des neuen Bauens verwirklicht, vor allem bei der Ende der 1920er Jahre sich verbreitenden Zeilenbauweise.

Lit.:

- Herlyn, Ulfert/v. Saldern, Adelheid/Tessin, Wulf (Hg.), Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre, Frankfurt/New York 1987
- Zahlen aus: v. Saldern, Adelheid, Wohnungspolitik und Wohnen im Hannover der Weimarer Republik (Manuskript); Veröffentlichung 1991.
- Siedlungen der Zwanziger Jahre in Niedersachsen, Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, 4, Hannover 1985
- Baugenossenschaften in Hannover bis 1930, Hrsg. vom Deutschen Werkbund Niedersachsen-Bremen, Hannover 1980

Paläste der Zerstreuung: Kinos

In den 1920er Jahren wurden viele Filmtheater, darunter auch zahlreiche Film-
paläste gebaut. Im Jahre 1928 zählte man in Deutschland 4.968 Lichtspieltheater.
„Die neuen Kinos, die Palaste der Zerstreuung, zeichnen sich durch eine prunk-
volle jedoch stilsichere Architektur aus, die sich an Theaterbauten anlehnt. (...) Der architektonische Rahmen weist darauf hin, daß der Film Anerkennung als Kunstwerk gefunden hat. Lichtreklamen und Scheinwerfer kündeten vom Glanz des neuen Mediums, das zu einer Massenattraktion geworden ist.“ (Chronik 1926, Dortmund 1985, S. 24) Im Jahre 1926 gab es in Hannover 13.580 Kinopläte in 24 Kinos. Die größten befanden sich in der Innenstadt: zum Beispiel Decla-Lichtspiele und Ufa-Palast am Aegi, Weltspiele in der Georgstraße, Palastlichtspiele in der Bahnhofstraße, Centraltheater am Goethehaus, Capitol am Schwarzen Bär. Wer nicht so viel Geld hatte, ging in die billigeren und kleineren Puschenkinos, die auf die Stadtteile verteilt waren. Heute existiert davon nur noch das Apollo auf der Limmerstraße.

Lit.:

- Guckel, Sabine, Weltspiele Georgstraße, Kinos in Hannover, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987, S. 27
- von Zglinicki, Friedrich, Der Weg des Films, Textband, Hildesheim/New York 1979, S. 329.

„Der blaue Engel“

„Der blaue Engel“, im April 1930 in Berlin uraufgeführt, war der erste deutsche Tonfilm mit internationalem Erfolg. Josef von Sternberg hatte ihn nach dem Roman „Professor Unrat“ von Heinrich Mann gedreht, in dem Emil Jannings einen älteren Lehrer verkörpert, der sich in die Sängerin einer zwielichtigen Bar verhebt und sie heiratet. Nachdem sie ihn mehrfach demütigt, versucht er, als sie sich einem anderen Mann zuwendet, sie umzubringen. Am Ende stirbt er selbst. Sozialkritische Aspekte der literarischen Vorlage hatte Sternberg außer acht gelassen.

Die Hauptdarstellerin Marlene Dietrich wurde mit Liedern wie „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ über Nacht zum Weltstar. „Der Film enthält zahlreiche für die Zeit gewagt freizügige Szenen. (...) Marlene Dietrich wird auf Jahre hinaus mit der Lola (das Bahrmädchen, d.V.) gleichgesetzt: Seidenhut, schwarze Strümpfe, Strumpfhalter und teilweise nackte Oberschenkel.“ (Chronik 1930, Dortmund 1989) In der Weimarer Republik breitete sich das Starwesen, besonders bei Filmschauspielerinnen und Filmschauspielern aus. Die Entstehung solcher Publikumslieblinge, wie Marlene Dietrich, wurde von Filmproduzenten bewußt als verkaufsstrategisches Konzept gefördert.

Seit ihrem großen Erfolg lebte die Dietrich in den USA, wurde 1937 amerikanische Staatsbürgerin und wandte sich öffentlich gegen den Nationalsozialismus in Deutschland, was ihr den Vorwurf der „Verräterin“ eintrug. In den USA wurde sie neben Thomas Mann als überzeugendste Symbolfigur des „anderen Deutschland“ gefeiert.

Lit.:

- Bedürftig, Friedemann, Zentner, Christian (Hg.), Das große Lexikon des Dritten Reiches, München 1985
- v. Soden, Kristine/Schmidt, Maruta (Hg.), Neue Frauen. Die zwanziger Jahre, Berlin 1988, S. 144 ff

„Cyankali“

Der Film Cyankali lief 1930 in den Kinos von Hannover und erregte großes Aufsehen. Mit Hilfe von Elendmalerei wurde in diesem Film gegen den Paragraph 218 agitiert. Besonders während der Großen Wirtschaftskrise stiegen die Abtreibungsziffern beträchtlich. Schätzungen sprachen für 1931 von 1 Million künstlicher Aborte. Abtreibungen standen nach wie vor unter Strafe. Daran konnten auch die Widerstände von Seiten kommunistischer und sozialdemokratischer Frauen, von Sexualreformern und Feministinnen (bis heute) nichts ändern.

Lit.:

- Zahlen aus: Frevert, Ute, Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt 1986, S. 182.
- Guckel, Sabine, Weltspiele Georgstraße, Kinos in Hannover, in: Geschichtswerkstatt Hannover (Hg.), Alltag zwischen Hindenburg und Haarmann, Hamburg 1987, S. 32 f

„Die drei von der Tankstelle“

Diese Filmoperette von Wilhelm Thiele wurde im September 1930 in Berlin uraufgeführt und zum größten kommerziellen Filmerfolg der Saison 1930/31. Willi Fritsch, Oskar Karlweis und Heinz Rühmann spielen die Hauptrollen. Die drei Freunde pachten gemeinsam eine Tankstelle und als Lilian Harvey in der Rolle der Stammkundin allen dreien den Kopf verdreht, kommt es zum Streit. Neben dem glücklichen Ende tragen zur Beliebtheit des Films die eingängigen Lieder bei. Die großen Schlager dieses Films werden im Deutschen Reich durch die „Comedian Harmonists“ populär. Die Verwandlung der Alltags- und Arbeitswelt in eine Märchenwelt mit einfachen Mitteln wie der Musik und dem Licht verliehen dem Film seinen besonderen Reiz. Die Flucht vor der Wirklichkeit in die Traumwelt des Films gilt als klassisches Interpretationsmodell.

Lit.:

- Chronik 1930, Dortmund 1989
- Kracauer, Siegfried, Das Ornament der Masse, Frankfurt/Main 1963, S.279ff. (Erstveröffentlichung Frankfurter Zeitung März 1928)

Die Georgstraße

Die Georgstraße wurde schon am Ende des 18. Jahrhunderts in der Regierungszeit von Georg III. als Prachtstraße der Residenzstadt Hannover angelegt und nach ihm benannt. Durch den Bau des Bahnhofs im Steintorfeld und die Anlage der Ernst-August Stadt durch den Städteplaner Georg Ludwig Friedrich Laves in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückte die Georgstraße aus ihrer Stadtrandlage in die Mitte zwischen Altstadt und Bahnhof,

Lit.:

- Historisches Museum, Ausstellungskatalog Hannover 1913. Ein Jahr im Leben einer Stadt, Hannover 1988, S. 24 ff

Georgspassage

Die Georgspassage war 72 m lang und 5 m breit. Inmitten historisierender Spielelemente drohte Georg der Drachentöter unter riesigem Zierturm. Die Passagen können als typische Erscheinung der neuen bürgerlichen Stadt des 19. Jahrhunderts gelten. Ausdruck der Moderne war das automatische Restaurant. Dieses lag in der Mitte, in einer achteckigen Rotunde.

„Hinter den Automaten, aus denen es für 10 Pfennig ein belegtes Brötchen oder ein Glas Bier gab, befand sich ein großer Raum, der einer Rummelplatzbude glich: mit Schießstand, einem in farbenprächtiger Landschaft mit Musikbegleitung niederstürzenden Wasserfall... und Guckapparaten, in denen man kurbelnd einen 'Film' aus rasch aufeinander folgenden Photographien in Postkartengröße ablaufen sehen konnte. Auch diese Vergnügen kosteten jedes nur einen Groschen." (Weidlich u.a. 1968, S. 6)

„... auf der anderen Seite des Ganges lag ein erleuchtetes Restaurant. Beim Eintreten sah ich, daß es automatisch betrieben war. Die verschiedensten, für das Auge bunt zubereiteten, Speisen standen auf runden Platten oder in kleinen Aufzügen zur Wahl, und man brauchte nur ein Geldstück einzuwerfen, um durch ein schnurrendes Uhrwerk bedient zu werden. Ebenso konnte man kleine Hähne veranlassen, alle Getränke, die man sich denken konnte, in ein darunter gehaltenes Glas zu sprudeln. Für den, der so, von unsichtbaren Kräften bedient, gespeist und getrunken hatte, standen andere Apparate bereit, die bunte Bilder zeigten oder in

Hörmuscheln kurze Musikstücke

ertönen ließen. Selbst der Geruchssinn war nicht vergessen, denn es gab auch sinnreiche Zerstäuber, aus denen man sich durch winzige Düsen wohlriechende Flüssigkeiten mit exotischen Namen auf den Anzug sprühen lassen konnte." (Jünger in Rischbieter 1978, Bd. 2, S. 196)

Lit.:

- Weidlich, Hansjürgen/Stille, Ulrich/Toll, Hans Joachim (Hg.), Hannover so wie es war, Düsseldorf 1968
- Ernst Jünger in: Rischbieter, Henning, Hannoversches Lesebuch, 2 Bde., Velber 1978

Verkehrsknotenpunkt Kröpcke

Im Zuge der City-Bildung entstand mit dem Durchbruch der Karmarschstraße im Jahre 1881 an der Ecke Bahnhofs- und Georgstraße eine Verkehrskreuzung, die alle Himmelsrichtungen der Stadt und des Umlandes erschloß. Dieser öffentliche Raum wurde nach dem dort befindlichen Cafe Kröpcke benannt. Der Kröpcke-Platz entwickelte sich zum Hauptverkehrsknotenpunkt der Stadt. Wer mit der Straßenbahn durch Hannover fuhr, mußte am Kröpcke umsteigen; dies war der Mittelpunkt der Stadt.

Lit.:

- Historisches Museum, Ausstellungskatalog Hannover 1913. Hin Jahr im Leben einer Stadt, Hannover 1988, S. 24 ff
- Katenhusen, Ines, „Die Herzader der Stadt“. Die Geschichte der Georgstraße, unveröff. Manuskript, voraussichtl. 1991
- Radloff, Silke, „Weil das der Mittelpunkt unserer Stadt ist“, Die Ernst-August-Stadt in Hannover, Unveröff. Manuskript, voraussichtl. 1991

Treffpunkt Kröpcke

Ganz in der Nähe der Kröpcke-Uhr stand eine Litfaßsäule, auf deren Plakaten und Ankündigungen die Hannoveraner/innen Mitteilungen über verpaßte oder verhinderte Verabredungen hinterlassen haben. Die Stadtverwaltung beendete dieses Zettelchaos mit einer vorgefertigten Liste, wo sich jede/r mit einer Nachricht eintragen konnte. Damit verlor der originelle Brauch für viele seinen Reiz.

Lit.:

- Radloff, Silke, „Weil das der Mittelpunkt unserer Stadt ist“, Die Ernst-August-Stadt in Hannover, Unveröff. Manuskript, voraussichtl. 1991

Café Kröpcke

Das Cafe Kröpcke war eigentlich der Treffpunkt des hannoverschen gehobenen Bürgertums. Nach dem Ersten Weltkrieg versammelte sich dort die künstlerische Avantgarde. „Das Cafe Kröpcke ist der Treffpunkt für alle, die teilnehmen und mitreden wollen, da überschneiden sich die Kreise: Theodor Lessing residiert an einem Tisch, an einem anderen versammeln sich Johann Frerking, Steegemann, der Buchhändler Julius Beeck, der Architekt Falke und andere. Bernhard Gröttrup, der Herausgeber der obskuren 'Pille', tritt mit Aplomb auf.“ (Rischbieter 1978, S. 240)

Lit.:

- Rischbieter, Henning, Hannoversches Lesebuch, 2 Bde., Velber 1978

Werbung

In den 1920er Jahren veränderten sich die Geschäftsfronten. Lichtreklame und Schaufenster sind Ausdruck modernen Konsums - wenn auch hier in der Georgsstraße nur für die wohlhabenden Schichten.

„Die Straße schafft - ein gewaltiges Kollektiv den neuen Typ Mensch. Greta Garbos Antlitz fasziniert von den Hauswänden herab die Passanten, seit der Antike gab es nicht solche Götterbilder. Angeschlossen an die Passantenströme der Straßen sind die Kinos. (...) Hier wird den Menschen ihr geistig-seelisches Gewand von einem Riesenkonfektionstrust zugeschnitten und verpaßt, in rasender Eile.“ (Boberg u.a. 1986, S. 188)

Lit.:

- Boberg, J./Fichter, T./Gillen, E. (Hg.) Die Metropole, Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert, München 1986

Greta Garbo

Greta Garbo, die weltbekannte schwedische Filmschauspielerin wurde 1905 geboren. Ursprünglich war sie Verkäuferin. Bereits ihr erster Film „Gösta Berling“ (1924) unter der Regie ihres Entdeckers M. Stiller, wurde ein Welterfolg, sie galt als eine der schönsten und geheimnisvollsten Stars. Greta Garbo, genannt „die Göttliche“, ging nach dem in Berlin produzierten Film „Die freudlose Gasse“ (1925) nach Hollywood. Sie spielte Hauptrollen u.a. in den Filmen „Anna Karenina“ (1927 und 1935), „Mata Hari“ (1932), „Königin Christine“ (1934).

Schorsenbummel

Unter inoffiziell Schorsenbummel verstand man das Treffen der Jugendlichen am Sonntagabend auf der Georgstraße. Der offizielle Schorsenbummel fand am Sonntagvormittag statt. Leute aus dem gehobenen Bürgertum gaben sich ein Stelldichein auf der Georgstraße. Sie flanierten auf und ab, um gesehen zu werden

und selbst Leute zu sehen. Der hannoversche Schorsenbummel kann als ein Beispiel für klassenbezogene Besetzung und Nutzung öffentlichen Raumes angesehen werden. Seit Anfang der 80er Jahre versucht die Stadt diese Tradition mit Erfolg wiederzubeleben.

„Dann und wann trafen wir uns sonntagvormittags auch zum 'Schorsenbummer, der in der Georgstraße eine gute Stunde 'rundging'. Vorm Opernhaus spielte eine Militärkapelle, und zu den Klängen der Musik lustwandelte alt und jung in Strom und Gegenstrom aneinander vorbei. Die 'alten Herrschaften' begrüßten Bekannte, die Jungen, falls sie nicht schon 'versorgt' waren, spähten in den ihnen entgegenkommenden Gesichtern nach einem Blick, der, keß oder verschämt, dazu ermutigte, eine neue Bekanntschaft zu machen. Studenten und Schüler, mit ihren farbigen Mützen, schwenkten 'Poussierstöckchen', die jungen Damen zeigten nicht nur ihre duftigen luftigen Kleider, sondern auch ... Ja: 'In Hannover an der Leine haben die Mädchen schöne Beine.'" (Weidlich u.a. 1968, S.8)

Lit.:

- Weidlich, Hansjürgen/Stille, Ulrich/Toll, Hansjoachim (Hg.), Hannover – so wie es war, Düsseldorf 1968
- Katenhusen, Ines, „Die Herzader der Stadt". Die Geschichte der Georgstraße, Unveröff. Manuskript, voraussichtl. 1991
- Historisches Museum, Ausstellungskatalog Hannover 1913. Ein Jahr im Leben einer Stadt, Hannover 1988

Tankstellen

Das älteste und viele Jahre auch einzige Tankhaus am Ort wurde Ende 1922 nach einigem Hin und Her über den geeigneten Standort am Raschplatz gebaut. Hin und her vor allem deshalb, weil die Anlieger sich zunächst nicht mit dieser neuartigen Einrichtung anfreunden konnten. Um ihrem Protest Nachdruck zu verleihen, nahm die zu erwartende Lärm- und Geruchsbelästigung in ihren Darstellungen unerträgliche Ausmaße an. Die Deutsche Erdöl AG (DEA) und ihre Tochtergesellschaft, die Olex, hatte mit dem Vertrag über dieses Tankhaus und drei Zapfanlagen in Hannover das alleinige Recht zur Errichtung und Inbetriebnahme von Zapfstellen auf öffentlichen Straßen und Plätzen der Stadt erworben. Das bedeutete: Keine andere Gesellschaft durfte auf städtischen Grund und Boden eine Tankstelle errichten. Die Stadt hatte dadurch als Gegenleistung eine neue Einnahmequelle erhalten. Die Konkurrenz mußte auf private Grundstücke am Straßenrand ausweichen.

Lit.:

- Förster, Treu, Geschichte der Deutschen BP 1904-1979, Hamburg 1979
- Masselink, Thomas, Wichtig für den Automobilisten: Tankstellen auf öffent-

liehen Straßen und Plätzen im Hannover der Zwanziger Jahre, Unveröff.
Manuskript, voraussiehl. 1991